

DIE STADT SPRINGT INS KALTE WASSER

Ein offener Brief von Robert Sommer

Lieber Herr Bürgermeister Matthias Stadler!

«Wohnen am Wasser» ist zum Verkaufshit der Investoren geworden. Heute drückt dieser Slogan ein Vorrecht der reichen Leute aus. Die Sozialdemokratie wurde groß, rot und stark, weil sie diese Privilegierung nicht zuließ. Das attraktivste Gewässer des Roten Wien, die Alte Donau, war von den Kleingartenhäusern proletarischer Landloser umgeben. Daran muss eine demokratische Klimapolitik ansetzen. Feuchtigkeit für alle muss es in unsren schattenarmen Städten heißen, in deren Asphalthitze das Leben unerträglich wird. Auch aus diesem Grund bekenne ich mich zu den Forderungen des St.Pöltner Netzwerks Klimahauptstadt 2024.

In den 1960er Jahren verbrachte ich fast jeden Tag in St. Pölten. Dort ging ich ins Humanistische Museum (ich lass das so stehen; es ist bloß ein Freud'scher Versprecher); daher kenne ich bis heute weder die Zusammensetzung von Asphalt noch die Güteklasse der Traisen vor und nach St.Pölten. Im speziellen Jahr 1968, ich war damals 16 Jahre alt, kannte ich die Treffpunkte aller linken Demos in Wien. Ich schwöre: Wasser war nie das Thema der Demonstration. Wenn von Wasser die Rede war, interessierte uns mehr die Quantität und Qualität der Reizstoff-Zusätze, mit der die Polizei ihre Wasserwerfer-Einsätze dramatisierte.

Zwei Dinge in St. Pölten entgingen meiner Aufmerksamkeit komplett: die Straßenbahn und die beiden Werkskanäle. Die Kanäle habe ich schlicht und einfach übersehen, so selbstverständlich waren die durchs flache Land gezogenen Gräben. Überall, wo mein Vater als Gießer arbeitete, waren solche Mühlbäche angelegt – in Traisen, Wilhelmsburg, St.Pölten, Herzogenburg ... In den reißenden Mühlbächen verloren wir wilden Kinder mit Sicherheit die Angst vor dem Gefälle rascher als jene, die ihre Wasserspielchen in den Tümpeln und den wenigen Tiefstellen der Traisen absolvierten. Muttersöhnchen nannten wir sie. Dass wir für sie Schweine waren, weil uns die Kloakenhaftigkeit unserer Mühlbäche blunzen war, stärkte unseren Zusammenhalt. Ich lerne erst viel später im Leben Orte ohne Werkskanal kennen, wie z.B. Heiligenkreuz am Großglockner.

Dass die Tramway nie in meinen Blickwinkel geriet, kann ich mir nur so vorstellen, dass sie «enter» der Traisen verkehrte, quasi dem «falschen» Ufer entlang. Diese andere Seite des Flusses war für mich und meine Freunde die ganze achtjährige Schulzeit hindurch eine terra incognita, möglicherweise war sie für die kleinbürgerlichen GymnasiastInnen sozial unattraktiv, weil es sich um die proletarisch-vorstädtischen Siedlungen Spratzern, Harland und Stattersdorf handelte.

Als im November 1972 die regionalen, aber auch die nationalen Medien die Mutter aller Straßenbahnkatastrophen zur Schau stellten, lebte ich schon zwei Jahre in Wien; St.Pölten war in den Bedeutungsrang von Scheibbs gerückt. Ein Güterzug verschob ein Gleisstück, die Schiene ragte 20 Zentimeter über dem Straßenniveau hinauf, durchstieß die Bodenplatte eines herankommenden PKW und spießte die Beifahrerin regelrecht auf.

Diese unfassbare Erzählung macht jedes PR-Konzept zur Makulatur, sie leitete den Anfang vom Ende der St. Pöltner Straßenbahn ein. Eine Geschichte, die für mich nicht existierte, war 1976 Geschichte geworden. Die andere Geschichte, die von den Mühlbächen, wird weiter gehen. Mühlbäche, Zeugen der explosiven Entfaltung und des traurigen Untergangs der Industrie, sind Anachronismen, die in die Zukunft abgeleitet sind. Sie bringen eiskaltes, in der Regel unkondaminiertes Wasser aus Gippel und Göller und Berg Karabach mitten in die Stadt, die, – auch wenn sie in gemäßigter Klimazone liegt – ihrer Selbsterhitzung unterworfen ist, vorausgesetzt, die Politik der Bodenversiegelung und der Asphaltierung findet kein Ende.

An dieser Stelle fällt mir wieder die Straßenbahn ein. Die Wassermassen der Kanäle könnten die Adern der kühlenden Natur- und Kulturlandschafts-Bänder sein, die in Süd-Nordrichtung die ganze Länge der Hauptstadt durchziehen und aus einer Kette von Begegnungspunkten Bach-Mensch bestehen, die mit den Haltestellen der Straßenbahn korrespondieren. Bei der Station Harland beginnt sowohl der östliche wie auch der westliche Werkskanal, die dort existierende Grünfläche, die in meinem Kopf sofort das Bild einer Picknickwiese annimmt, wäre idealer Ausgangspunkt zweier markierter Stadtwanderrouen – Mühlbachweg Ost und Mühlbachweg West.

Diese Weststrecke führt heute schon an eine Attraktion heran, nämlich an das AnrainerInnenprojekt «Sonnenpark».

Den Stadtboss gegen die Strömung tragen

Lieber Herr Bürgermeister, ich weiß, ich bin nicht allein mit meiner Stadt-Vision. Von Gruppen sozialer Arbeit errichtete Erlebnisorte – Mikro-Szenerien der Integration des Wassers in die Stadtplanung – könnten Promenaden, Stege, Inseln, Plattformen und verwegenen Brückenkonstruktionen sein. Unter dem Titel «Die Stadt wirft sich ins kalte Wasser» kann ein zu bildender Trägerverein für kulturelles Programm entlang des grünen Bandes sorgen, und jedes zweite Jahr werden KonkurrentInnen aus anderen kanalführenden Städten, man muss ja nicht gleich an Venedig denken, zur Mühlbacholympiade eingeladen. Die Sportarten muss man erst erfinden. Sie werden mühlbachgerecht sein.

E i n Bewerb wäre mir schon eingefallen: den Bürgermeister gegen die Strömung zutragen.

Welcher Bürgermeister wäre nicht bereit, dieses innovative Ding nach dem großen Vorbild des burgenländischen Kulturlandesrats Sinowatz zu eröffnen? Der spätere Bundeskanzler ersparte sich das mühsame Briefing und sagte beim Opening eines Kulturzentrums: «Ich weiß nicht ganz, was ich hier eröffne, aber hiemit ist es eröffnet.»

Wollt ihr ein Haus der Kanäle oder ein Museum der Kanäle, werden Sie, Herr Bürgermeister, eines Tages vielleicht die Stadtbewohnerinnen fragen. Die werden klug genug sein, «Beides!» zu rufen. Erstens könnte im Haus ein ständiges Parlament der Gewässer eingerichtet werden. Es könnte eine Schule der Demokratie, eine Schule des Kompromisses sein. Man glaubt gar nicht, wieviele Interessenskonflikte sich auflösen müssten, um zu einem «Konzert» der NutzerInnen zu gelangen. Noch immer gibt es an den Werkskanälen der Stadt private Stromerzeugungsanlagen. Ihre Arbeit hat die Form eines Hobbys angenommen.

Die Situation der E-Werksbetreiber gleicht jener der österreichischen Bauern: wenn der alte Bauer stirbt, ist es Aus mit dem Kleinkraftwerk. Damit es nicht zu schnell Aus ist, verlangen die Stromerzeuger einen nationalen Gewässerbewirtschaftungsplan, der ihnen größere Wasserkontingente als heute verspricht. Aufschrei von der Umweltorganisation WWF: Noch mehr Wasser für die Mühlbäche, und die wasserabgebenden Flüsse trocknen aus wie die kretischen Wasserfälle. Ähnlich besorgt sind auch die Fischer an der Traisen.

Wer die Geschichte der Kanäle kennt, kennt das Werden der Stadt. Wer das Werden der Stadt kennt, ist unter Umständen für das Stadtmanagement ein allzu lästiger Gegner. Er könnte die historische Polyvalenz der Traisen ins Treffen führen. Er oder sie weiß, dass schon 1108 im «Prüll» die erste Mühle der Stadt ihren Betrieb aufnahm. Der Prüll war die ostseitige Uferlandschaft der Traisen bei St. Pölten. Klimabewusste TraisentalerInnen könnten im Sinne ihrer Kritik der unzureichenden Klimapolitik die Wiederherstellung dieser Landschaft fordern. Ein Modell liegt bereits vor: die Kulturwildheit des Sonnenparks. Weil er ein von den StadtbewohnerInnen selbstverwalteter Park ist, mag er für einige StadtpolitikerInnen «gefährlich» sein. Denn wer einmal einen Park als seine Angelegenheit in seine Hände gelegt hat, der wird später die ganze Stadt zu seiner Agenda erklären. Werde ich, ein ziemlich radikaler Hund, mit dem Bürgermeister an einem Strick ziehen? Vielleicht sogar in dieselbe Richtung?